

Weg sind nicht eure Wege," zu erleben; doch wir sprachen, wenn auch bebenden Herzens und tränenenden Auges mit unserm Heiland, in dem die teure Abgeschiedene ihren Frieden gefunden: „Dein Wille geschehe!“ und fühlten auch in dunkler Lebensnacht das liebevolle Warten des Herrn über uns. Die Begräbnisfeier fand am 25. März in Schönbrunn statt. Der leidtragende Gatte Johann Regehr und Kinder.

Auslandskorrespondenzen.

Ein kurzes Wort der Ermutigung.

Wenn man an seine eigene Erfahrung und an die der hiesigen Bewohner denkt, die vor mehr als 50 Jahren hier einwanderten, so dachte ich, könnte es auch den Immigranten von Paraguay einigermaßen zur Ermutigung dienen, davon ganz kurz mitzutellen.

Als ich über die Grenze nach Konstantinopel kam, hatte ich keinen Rock, sondern nur eine schlechte Bluse und einen sehr abgetragenen Überzieher, unter dem ich auf meiner Flucht oft geschlafen hatte. In Konstantinopel schenkten mir ja die Amerikanischen Brüder schon bessere Kleider und auf Ellis Island, an der Grenze Amerikas, bekam ich noch bessere von Nichtmennoniten. Meine Familie und ich sind ja dann später auch vielfach besonders mit Produkten unterstützt worden. Die ernste Frage aber war: Wie komme ich dazu, mein eigenes Brot zu essen, um nicht anderen zur Last zu fallen? — Ich hatte nichts und war noch auf die Reise schuldig. Alt, an körperliche Arbeit nicht gewöhnt usw. Unter ernstem Gebet kam ich zu dieser Überzeugung: Du mußt versuchen, in ähnlicher Weise zu arbeiten, wie du es in Rußland getan hast! Doch stellten sich mir viel Hindernisse in den Weg. Die amerikanische Jugend und auch Mitteljährige sind zum größten Teil „verengtsicht“; viele können nicht mehr deutsch lesen. In der englischen Literatur war ich unbekannt. Dazu kam die Armut unserer Eingewanderten nach Kanada. Mein Anfang als Buchhändler hier in Mountain Lake, Minn. sah so jämmerlich aus, das jedenfalls viele mir ein baldiges Ende voraussagten. Ich arbeitete im Ausblick auf den Herrn und er half. Ich bin noch nicht „über alle Berge“, aber die Anfangsschwierigkeiten sind überwunden. Gott hat manche Türen aufgetan, wo ich es früher nicht gedacht hätte.

Alte Bewohner unseres Orts erzählen von ihrem Herkommen, ihren ersten Erfahrungen und Eindrücken. Alles wild, mannshohes Kraut, übermäßig viel Regen, kein Weg und Steg, überall Wasserriemen, massenhafte Mückenschwärme usw. Frauen beschuldigten ihre Männer: Wohin habt ihr uns gebracht? Starke Männer gingen abends oft in die Prärie und weinten sich satt. Viele wären am liebsten umgekehrt nach Rußland, wenn sie das Vermögen gehabt hätten. Heute ist diese Ansiedlung eine der fruchtbarsten und gesegnetsten in Amerika.

In Brasilien waren in der Nähe unserer Neueingewanderten schon von früher deutsche Kolonisten, welche unsere Leute bereits mit der besten Weise zu arbeiten einigermaßen bekannt machen konnten. In Paraguay war wohl alles erkens ganz anders, als ihr es gewohnt wart und zweitens fehlten auch die Kulturarbeiter auf landwirtschaftlichem Gebiet, die voran gegangen wären.

Deshalb, mit Mut und Gottvertrauen voran. „Vorwärts, aufwärts, Christi Streiter!“ Pfl. 37, 37. **Abt. Kröker.**

Aus Niederländisch Indien.

Lieber Bruder Siemens! Gerne danke ich Ihnen von Herzen für die geregelte Zusendung des „Mennon-Blatt“ in 1933. Wir begrüßen mit Freuden diese Zeitschrift aus dem fernen Paraguay, welche uns allerlei Berichte bringt von unsern I. Mennoniten, die sich dort so mühsam durchschlagen müssen, aber doch sicher froh sind, daß sie eine Heimat gefunden haben, wo es ihnen weit besser geht, als in der Hölle Rußlands. Möge der Herr Sie und alle unsere Glaubensgenossen auch in 1934 reichlich segnen und geben, daß der Krieg mit Bolivien bald aufhöre. — Hier geht es mit der Arbeit unter den armen Javanen gut; sie breitet sich immermehr aus, aber es besteht Mangel an Arbeitern und auch an Geld. — Aber der Herr wird helfen. Mit vielen herzlichsten Grüßen Ihr Br. im Herrn

J. Hübert (Missionar). Insel Java.

Aus Süd-Argentinien.

Lieber Herr Siemens! Zuerst herzlichsten Dank für freundliche und regelmäßige Zusendung des „Mennon-Blatt.“ Ich lege 5,00 arg. Pesos bei als Zahlung für das Abonnement für 1933 & 1934. Die Blättchen bringt für uns immer viel Interessantes, zeigt aber auch, wie schwer der Anfang einer Kolonisation im heißen, abgelegenen Chaco ist. Möge Gott der Herr weiter Seinen Segen schenken und Sie vor Krankheiten und sonstigem Mißgeschick bewahren.

Am Rio Negro ist jetzt (Februar) die Obsterte in vollem Gange. Besonders Birnen. Etwas später kommen dann die Äpfel und der Wein. Getreide wird nur sehr wenig angebaut. Als Zwischenkulturen in jungen Obstplantagen nimmt man Kartoffeln oder Gemüse. Ost wird auch Alfalfa abgeerntet, der hier herrlich gedeiht und bis 5 Schnitte im Sommer gibt. In meiner jungen Pflanzung ernten wir nur zunächst Kostproben; nur Pfirsiche gibt's schon recht viel, etwa 40 kg Frucht pro Bäumchen. Es ist schade, daß wir soweit von einander getrennt wohnen. Wir würden uns sehr freuen, mal jemand von Ihnen begrüßen zu können. Nun Gott befohlen und herzlichsten Gruß Ihr Franz Wiens,

Allen, Argentinien.

Ann. der Christl. Unterzeichneter ist Mennonitenprediger und kam in 1930 aus seiner Heimat bei Danzig nach Südamerika. Unsere besten Grüße an Sie und Familie!

Aus Kalifornien, USA. (Auszug)

Lieber Br. in dem Herrn! Ich werde heute nur kurz ein paar Zeilen schreiben und einen längeren Brief schreiben, sobald ich etwas mehr ausgeräumt habe mit Briefe beantworten. Gestern beendeten wir das Obstpacken. Wir haben 351 — 5 Sabonkannen gepackt und luftdicht zugedichtet. Jetzt soll die Sendung mit dem ersten Schiff abgehen. Alles zusammen sind es nahe an 8 Tonnen. Die Schiffsgesellschaft hat die halbe Fracht bewilligt, weil es Spesen sind. Hoffentlich ist der Krieg bald vorüber, so daß Ihr dort wieder ruhig leben könnt. Wollen nur den Mut und das Gottvertrauen nicht sinken lassen. Nach dem Dunkel kommt das Licht. Gott verläßt den nicht, der auf Ihn vertraut und in Seinen Wegen wandelt. **Euer G. G. Siebert.**

Lehrerlos auf der Ansiedlung.

Obwohl die Schriftleitung des „Renns-Blatt“ mit der Polemik über das Thema „Lieb' Vaterland magst ruhig sein“ Schluss gemacht hat, will ich doch noch auf den letzten Artikel zurückkommen, aber nicht, um neue Beweise für oder gegen die Lebensmöglichkeiten im Chaco ins Feld zu führen. Das wird die nächste Zukunft besorgen, denn wir hoffen ja alle, daß gerade das laufende Jahr entscheidend für die wirtschaftliche Fortentwicklung unserer Ansiedlung sein wird. Was ich zu rechtstellen möchte, bezieht sich auf den Lehrerstand.

Nach Ansicht des Herrn R. Neufeld sind die Lehrer im Chaco materiell bedeutend besser gestellt als die Landwirte, weil sie ein Monatsgehalt von 500 Pesos (= 10 RM) beziehen, und deshalb seien die Optimisten auch hauptsächlich in den Reihen der Angestellten zu suchen. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß lange nicht alle, die eine Gage beziehen, auch eine optimistische Einstellung zum Chaco haben, da wahrer Optimismus sich nicht von außen nach innen auswirkt, sondern umgekehrt. Andererseits finden sich in den Reihen derjenigen, die keine Selbsteinnahmen neben der Wirtschaft haben, auch recht gesunde Optimisten (Siehe, Artikel: Meine Erfahrungen im Chaco, Januar-Nummer 1934). Der Optimismus hängt also nicht von der jeweiligen äußeren Lage ab, sondern gibt sich auch unter den schwierigsten Verhältnissen kund. Wenn die große Mehrheit unserer Lehrerschaft eine zukunftsrohe Gesinnung an den Tag legt, so entspringt sie durchaus nicht aus ihrer besseren materiellen Lage, wie Herr Neufeld und seine Anhänger meinen, sondern aus ihrer seelischen Verfassung, und das ist mit ein Beweis, daß in Fernheim, trotz der ungenügenden pädagogischen Ausbildung, die manche Lehrer auszuweisen haben, die richtigen Männer im Schulwesen am Werk sind. Männer, ohne einen hoffnungsvollen Blick für die Zukunft unserer Ansiedlung, hätten sich an das so schwere Werk der Erziehung und des Aufbaus unseres Schulwesens nicht herangewagt. Ein Lehrer muß Optimist sein, andernfalls gibt er über kurz oder lang die Arbeit auf oder betreibt sie mit wenig Erfolg. Dasselbe gilt auch für jeden andern Mann in führender Stellung. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Wir wären heute noch ohne Zentralschule, wenn es gleich am Anfange nicht Männer gegeben hätte, die an die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonie geglaubt hätten. Wehe unserer Kolonie, wenn sie erst von Männern mit pessimistischer Grundeinstellung geleitet wird!

Wenn nun Herr Neufeld behauptet, daß die Lehrer den Bauernberuf hauptsächlich „an den Nagel hängen“ (zum großen Schaden unseres Schulwesens konnte das leider bis heute noch nicht geschehen), weil die „Gage mitspricht“ und ihnen gewissermaßen ein besseres Leben winkt, so scheint er über ihre materielle Lage doch nur schwach unterrichtet zu sein. Es wären solches auch ganz niedrige und unedle Beweggründe, welche die jetzt arbeitenden Lehrer bewogen hätten, den Lehrerberuf zu ergreifen. Würde unsere Gesellschaft mit Lehrern, die so materialistisch gesinnt sind und diesen hohen Beruf hauptsächlich des Geldes wegen ausüben, zufrieden sein? Hat man wirklich unter uns solch' niedrige Auffassung vom Lehrerberuf? Ich für meinen Teil würde einem Lehrer mit solch' niedriger Berufsauffassung meine Kinder nicht anvertrauen wollen, und ich glaube, daß hunderte Väter und Mütter in Fernheim wohl ebenso denken. Geht es doch in dieser Arbeit um den wichtigsten und heilig-

sten Besitz der Eltern, um die unsterbliche Kindesseele.*

Wir Lehrer haben bis jetzt diese schwere Arbeit im Auftrage von oben und aus Liebe zu unserem Volk getan, in dem Bewußtsein, daß wir damit zum Bau unserer Kolonie und auch zum Bau des Reiches Gottes beitragen. Ich persönlich habe mein früheres Gastland Polen nur deshalb verlassen, um ungehindert für mein deutsches Neumonitenvolk wirken zu können, wozu ich dort nicht Gelegenheit hatte, und ich danke Gott, daß er mich hierher geführt hat, obwohl mich dort niemand hinausbrängte. Materiell habe ich es hier wohl viel schlechter, da meine jetzige Gage im Vergleich zur früheren nur einen kleinen Bruchteil ausmacht, aber ich bin an dem Platz, wo mich Gott hinhaben wollte und deshalb binde ich hier auch Befriedigung in der Arbeit. Eine ähnliche Einstellung haben sicher auch die andern Lehrer. Ein „inneres Muß“ treibt uns, diese Arbeit zu tun, und wir würden Schulbner bleiben, wenn wir uns aus materiellen Gründen von derselben zurückzögen? Wenn also Mensch aus dieser Einstellung heraus einen Beruf ergreift, dann lautet auch nicht die erste Frage: „Wann habe ich es materiell besser?“ und „Wieviel verdiene ich?“, sondern „Wie diene ich am besten meinem Volk und damit Gott?“ Ja, solche Idealisten finden sich noch in Fernheim, wenn es auch manche nicht glauben wollen. Dafür haben die Lehrer in den vergangenen Jahren den Beweis erbracht. Wären sie auf materiellen Gewinn ausgegangen, dann ständen heute wohl die meisten Schulen leer da. Ich weiß von auswärtig dienenden Lehrern, die im verflossenen Schuljahr zu ihrer Gage zulezten, um ihrer Familie und ihrer Wirtschaft gerecht zu werden. Und einer von diesen „Bevorzugten“ machte bei Gelegenheit folgenden humoristischen, aber für die Lage des Lehrers in Fernheim charakteristischen Ausspruch: „Ich muß im Sommer meine wirtschaftliche Lage aufbessern, um im Winter dem Lehrerberuf nachgehen zu können.“

Nun haben die Lehrer im Sommer, wo sie sich gettig von neuem für die schwere Arbeit rüsten müßten, den Acker so gut wie möglich bestellt, um noch eine Neben-einnahme zu erhalten und jetzt stehen sie vor der schwierigen Frage: „Wer wird uns die Ernte einbringen und die Produkte zur Bahn fahren?“ Während der Bauer dies alles selbst besorgt, ist der Lehrer in dieser Zeit an die Schule gebunden. Die Wirtschaft ist deshalb auch für den letzteren nur ein Ballast, der sich hemmend auf die Entwicklung unseres Schulwesens legt. Ohne dieselbe kommt der Lehrer aber vorläufig nicht aus, da die „verlockende Gage“ nicht einmal für den Unterhalt einer alleinstehenden Person ausreicht, geschweige denn für eine Familie.

Herr Neufeld sieht jedenfalls hauptsächlich nur den Monatslohn von 500 Pesos — obwohl im vergangenen Schuljahr kaum jemand von den Lehrern den Betrag in bar ausgezahlt erhielt, und bei einem großen Teil von ihnen auch der Lohn weniger betrug —, sonst würde er beim Vergleich zu einem andern Ergebnis gekommen sein. Manche Landwirte haben überhaupt eine sonderbare Berechnung, wenn sie ihre Lage mit der eines Angestellten vergleichen. Sie weisen darauf hin, daß sie doch nicht monatlich 500 Pesos in bar einnehmen, vergessen aber, daß sie Tag für Tag an dem Ausbau ihrer Wirtschaft arbeiten, was wohl nicht gleich Bargeld einbringt, aber trotzdem ein Kapital darstellt, während des Lehrers viele Arbeiten für Bargeld ausführen lassen muß. Im übrigen hat wohl auch jeder Landwirt im vergangenen Jahr durchschnittlich etwa 3500 Pesos eingenom-

* Sagt doch ein Pädagoge, daß zur Kindererziehung gerade die besten Kräfte unseres Volkes gut genug sind.

men, wenigstens weiß ich das von den meisten Wirten meines Elternortes:

Und wenn sich zu Herrn Neufeld ein Lehrer dahin geäußert haben soll, daß seine Lage doch bedeutend erträglicher sei als die der Bauern, so mag das wohl für den einen Fall zutreffen, dürfte dann aber kaum seine Ursache in der „hohen Lage“ haben. Die große Mehrheit der Lehrer wird diesem Vergleich noch lange nicht zustimmen. Das wissen auch die Landwirte, die die Verhältnisse näher betrachten, denn noch kürzlich sagten einige, daß sie materiell durchaus nicht mit mir tauschen wollten.

Obige Ausführungen sollten aber nicht dazu dienen, das Verhältnis zwischen Bauern und Lehrern zu trüben, sondern um die berührte Frage auch von der andern Seite zu beleuchten. Friedrich Kiewer (Lehrer).

„Weißes Gold.“

Als vor rund 4 Jahrhunderten die spanischen Konquistadoren unmittelbar nach der Entdeckung der neuen Welt auch die heutigen La Plata - Gebiete besetzten, drangen sie auf ihren Streifzügen auch weiter nördlich vor. Ihre Goldgier brachte sie gar etliche tausend km den Paraguay - Strom hinaus, bis sie in einer schönen Bucht ein Fortin bauten, dem sie den Namen Asuncion (Himmelfahrt) gaben. Von hier aus drangen sie nochmals, eine Besatzung hinter sich lassend, nordwestwärts vor. Die Goldstücke der wilden Indianer hatten ihnen angetan. Dieses Edelmetall, das die Wilden wohl aus den heutigen Gebieten Boliviens und Perus brachten, wo schon im 11. Jahrhundert n. Chr. die hochzivilisierten Inkas (Sonnensöhne) ihren Sitz hatten. Bei diesen Streifzügen mögen die Europäer wohl auch mit ihren Führern, den unterworfenen Indianern, durch unsere Kämpfe gestrichen sein, denn keine Mühe scheuten die weißen Männer, um reich zu werden. Manches von ihnen kamen nimmer wieder, da Fieber, Sümpe oder der sichere Pfeil der rachsüchtigen Roten ihren Expeditionen ein Ende bereiteten. Der unendliche Gran - Chaco hatte ihnen nicht das ersehnte Gold, sondern den Tod, fern von der Heimat, gebracht, denn bis zu den Anden, jener längsten Gebirgskette der Welt, die reich an verschiedenen Erzen sind, war's damals noch weit, unendlich weit.

Jahrhunderte vergingen, und ein Geschlecht löste das andere ab. Friedlich jagte der Indianer immer noch in den endlosen Regionen des Chaco (Treibjagdfeld) den Spieghirsch und das Wildschwein. Hin und wieder krenzte auch der Jaguar oder Puma seine Stege und mußte sein Leben lassen, wenn ein tapferer Cazice (Häuptling) und sicherer Schütze die Jagdgesellschaft leitete. Selten nur verirrt sich noch ein Bleigefäß bis hier, denn „Gold ist eben im Chaco nicht da.“ Der Weiße bebte darnach, während der Braune seinen Wert nicht einzuschätzen vermochte. Der einbringende Fremdling wurde denn auch mit mißtrauischen Blicken betrachtet und im neunzehnten Jahrhundert mußte gar der waghalsige Forscher, der Italiener Boggiani und sein Begleiter ihr Leben lassen, menschlins erschlagen von Indianerhand. Die Aschurnen der Unglücklichen habe ich im Nationalmuseum zu Asuncion selber gesehen.

Sollte aber wirklich kein Gold im Chacogebiet sein? Wieder vergingen Jahrzehnte über das Land; viel Wasser floß den Paraguay hinunter und mancher In-

dianer wurde inzwischen zu seinen Vätern versammelt.

Da, eines Tages, als der schöne Palo - blanco in voller Blüte steht (April, 1921) hört man durch die Chacostille ein eigentümliches Klappern. In den Toldos der LenguaIndianer wird es munter. Die Unschuldigen wissen nicht, ob sie fliehen oder bleiben sollen. Die Neugierde besiegt letzteres. Was sehen sie? Ein drolliges etwas, daß sich langsam durch das Blüthengras des Rampes weiterbewegt. Von vier Ochsen gezogen, auf 2 dreimeterhohen Rädern, auf deren Achse ein Kasten befestigt ist, in welchem mehrere bleiche Männer sitzen, das ist das Bild, welches sich von neugierigen Wilden bietet. Die Indianermänner mit dem Häuptling, dessen „Wähne“ bunte Federn zieren, bleiben wie gebannt stehen; die Frauen mit den Kindern laufen in den Busch, denn einer der Fremdlinge hat ein schwarzes Ding vor sich, welches er gegen die Gruppe hält. Es knipst und die Tapfern, die stehen bleiben, erhalten zum Lohn Salottas, eine Dose mit Zucker und etwas Salz. Wohlgefällig grinsen die Kerle, denn die Sachen sind schon nicht ganz unbekannt, sind gut. Weiter rollt die Carreta, immer dem Westen zu. Da sind noch immer etliche Spuren von Soldaten; die hier früher durchkamen. Erdlich kommt man nicht mehr gut weiter. Die gesamte Gesellschaft steigt ab. Es wird ein großer Urunden - Baum erklettert und ein hölzernes Kreuzlein daran befestigt. Der geneigte Leser hat längst erraten, daß es sich um eine Delegation, und zwar die der kanadischen Mennoniten handelt. Auf diesem Ramp wurde 9 Jahre später das Dorf Kleefeld (Nr. 2) der englanddeutschen Mennoniten angelegt.

Noch zogen wieder etliche Jahre durch's Land. Schon ist der Sohn des Cazices, der damals mit seiner Mutter im Busch verschwand, zum Jüngling herangereift. Jetzt darf auch er schon, mit Pfeil und Bogen bewaffnet mit auf die Treibjagd ziehen. Man ist heute weit nach Osten vorgeedrungen bis nach „Luneta Plata“, denn auch das Wild leidet schon an Wassermangel und dort muß noch etwas Wasser sein. Da sieh, was ist das?! So etwas sahen die Wilden noch nie zuvor. Sie sahen schon hin und wieder Soldatencaretten, auf denen Spanier mit Schießrohren saßen, die den grünen Papagei mit Blitz und Donner vom Quebracho herunterholten. Hier aber sahen weiße hohe Männer, deren Frauen und Kinder auf Carretten mit 4 Rädern. Sie hatten an, die Ochsen lassen sie Gras fressen. Sie bauen dann ihre „Toldos“, aber nicht aus Strauch und Gras, sondern aus bleibend weißem Stoff. Bald sind sie mit den Lenguas Freunde und können sich verständigen. Der braune Mann mag wohl gedacht haben, daß der Weiße bald zurückkehrt, aber nein, die Röhre, die Hühner und Schmelzen und das Verschwinden der weißen „Toldos“, nachdem eine richtige „Rassa“ (Haus) aufgebaut ist, belehren sie eines andern. Auch damit ist der Wilde zufrieden, wenigstens muß er es sein, und die kanadischen Mennoniten (solche waren's) arbeiten draußlos, daß bald die Gegend ein anderes Gesicht bekommt.

Wird die Antilope seltener, so erhält er bald „moza Sabla“ - viel Bohnen oder „glan Siska“ - große Süßkartoffeln und hat gewissermaßen einen Ersatz. Hin und wieder bekommt er für tapferes „Bog haki“ - Busch hacken auch eine Hose oder Hemd und auch der breitrandige Strohhut ist ein begehrter Artikel. Will er einmal wieder frei jagen, so muß er weiter wandern, dorthin, wo die Sonne untergeht. Und er

geht weiter und weiter, bis mehr und mehr weißer Männer hereinkommen. „Die sind aber reich“, würde der Kulturmann sich ausdrücken und der Witze sagt in seinem Sprachgemisch von spanisch und plattdeutsch: „Menmonita veel Beckst, Sam, swoata Hoot“ (Mennoniten haben viel Hosen, Hemden und schwarze Hüte). Das hat er rasch begriffen und auch „Saba, Ris, Zoka“ (Bohnen, Reis und Zucker) sind bei ihm höchste Ideale.

Der weiße Mann aber denkt: „Gold, Gold, muß es sein!“ Drüben, in der alten Heimat lernte er als Knabe das Gedicht von dem Winzer, der beim Sterben seinen Kindern vom Schatz im Acker erzählte und befahl: „Grabt nur darnach!“ Bald sind die sandiglehmigen Rümpe von Ochsenpflügen umgerissen, man streut manches Samenkorn aus, aber viele brachten nie Frucht. Andere Gemüße wurden für den Haushalt eingeeartet, aber alles war noch immer nicht das Rechte. Eines, in der Größe einer Erbse mit wolligem Kleidchen mußte noch versucht werden, u. — sieh' da! die Pflanze wuchs, und nach 2 Monaten stand das Feld in Blütenpracht. Nachdem die Blume zuerst hellgelb, dann rosa und zuletzt rot geworden war, fiel sie ab und nach einiger Zeit entwickelte sich die Kapsel bis zur Größe eines Hühnerreis.

Indessen brannte die Sonne nieder und eines Tages plagte die grüne Kugel und an der Bildfläche erschien eine schneeweiße, seideweiche Faser, die man Baumwolle nennt. Diese hat den weltbekanntesten Ruf als „weißes Gold“ erhalten. Auch der Paraguayer hier nennt sie „oro blanco“. Und wenn man schon nicht mehr glaubte, daß es im Chaco noch Gold gäbe, so soll der Ungläubige den Paraguaystrom aufwärts fahren. Nachdem er von Porto Casado per Eisenbahn noch 145 km westlich gereist ist, kann er per Auto oder auch mit dem Ochsen- und Pferdefuhrwerk der deutschen Kolonisten nochmals 60 — 100 km in der angefangenen Richtung weiter reisen, um sich die „weißen Goldfelder“ des Chaco anzusehen und sich mit deren blonden Erzeugern bekanntzumachen; er soll bei uns willkommen sein. — N. S.

Werter Herr Siemens!

Erlauben Sie mir einen kleinen Beitrag zum Menno-Blatt aus der Praxis über die Aufbewahrung der Feldfrüchte:

Im östlichen Paraguay hebt der Bauer seinen Saatmais und den zum eignen Gebrauch folgendermaßen auf: Er bindet die Kolben an äußeren Hüllblättern paarweise zusammen und hängt sie an einem Draht in seiner Veranda dicht neben- und hoch übereinander so auf, daß die Kolben nicht den Boden berühren, also etwa auf einer Lattenunterlage dicht an dicht, so daß möglichst keine Zwischenräume bleiben, alles immer mit Hüllen. Ebenso hält er seine Bohnen in den Schalen an einem trockenen Orte. Diese Art genügt fast immer, um die Ernte bis zur Ausfaat im Frühjahr ohne großen Verluste zu bewahren für längere Zeit, also in den Sommer hinein.

Um eventuell höhere Preise zu erzielen, genügt dieses Verfahren nicht. Wir haben uns dann in Afrika immer so gehalten, daß wir größere oder kleinere Behälter mit luftdicht verschließbaren Deckeln kauften, den Mais einfüllten und von Zeit zu

Zeit auf den Mais in den nicht ganz gefüllten Behälter eine kleine Büchse mit Schwefelkohlenstoff steckten (Sulfuro de Carbon). Dieses schwere Gas durchdringt nach der Tiefe hin die ganze eingeschüttete Frucht und tötet alle Lebewesen. Hat man keinen Schwefelkohlenstoff zur Verfügung, dann genügt es auch, eine brennende Kerze in den Behälter oben auf den Mais zu stellen und zu schließen. Nach Verbrauch des vorhandenen Sauerstoffs geht die Kerze von selbst aus und damit ist alles Lebewesen an dem Mangel an Sauerstoff vernichtet. Sind Gefäße nicht zu bekommen, so sind auch gemauerte Behälter (Backsteine mit Zement) ganz praktisch. Es empfiehlt sich da, einen schrägen Boden einzumauern, dessen tiefste Stelle in einem nicht zu schwachen Rohr mündet, um durch dieses den zuerst eingeschütteten Mais (oder Bohnen und Kaffir) am ersten verbrauchen zu können. Das Rohr ist leicht durch einen passenden Holzkeil zu schließen. Will man größere Behälter anlegen, die stärkeren Innendruck aushalten müssen, so empfiehlt es sich, in jeder Backsteinschicht einen Draht mit einzumauern. Innen sind diese Behälter zu verputzen mit Zementmörtel und nach oben zu verjüngen, so daß das Einsetzen eines möglichst luftdicht schließenden Deckels nicht zu schwierig wird. Die Art des Deckels und die Deckenkonstruktion muß jedem selbst überlassen werden, je nach dem vorhandenen Material. Hauptbedingung ist, daß man nur gut trockenen Mais einschüttet. Auch darf derselbe, wenn er in der Sonne gelegen hat, nicht heiß eingeschüttet werden, sondern soll vorher abkühlen.

Mit deutschen Gruß und, Heil Hitler!
Ihr ergeb. Ernst Dehring.

Richtlinien für Landwirte.

Mit besonderer Berücksichtigung der Lage der Mennonitenkolonien im parag. Chaco.

(2. spätere Fortsetzung.)

B. Mischkulturen.

Unsere Ausführungen über den Pflanzenwechsel (Fruchtwechsel) zu Grunde legend, können wir nun vorteilhafte Mischkulturen, d. h. Vereinigungen verschiedener Pflanzenarten auf ein und demselben Terrain, empfehlen, zwecks voller Ausnützung von Land und Zeit während einer Saatperiode, die in Paraguay im April beginnt und im Februar des nächstfolgenden Jahres endigt. Einige typische Beispiele für den Chaco, die natürlich Abweichungen erfahren können, je nach Boden und Witterungsverhältnissen des betreffenden Jahres, sind folgende:

Nachdem der Boden im vorhergehenden Jahr gut durchgearbeitet, geeggt oder mehrfach gehärt worden ist, sät man im April — Mai Erbsen. Nachdem diese Ernte ungefähr im September eingeholt ist, pflanzt man in diesem selben Monat auf demselben Acker Mandioca.

Sinen andern Acker kann man im Juni, Juli und sogar August mit Mais bestellen, der im Dezember reift, zu welcher Zeit man zwischen den Reihen des Mais, der dann kein Jäten mehr benötigt, Mani pflanzt, wobei es notwendig ist, den Mais etwas oberhalb der obersten Maiskolben zu kappen, damit der Mani auf diese Weise Luft und Licht empfangt und gleichzeitig die Reife des Mais sich beschleunigt. Die reifen Maiskolben müssen sofort ge-

erntet und sodann gleich die Maisstauden abgeschritten oder umgestürzt werden, damit der Mani voll Luft und Licht empfängt, wovon bis dahin der Mais einen Teil wegnahm.

Eine weitere, sehr empfehlenswerte Kombination auf ein und demselben Terrain ist die von im Juli — August gesättem Mais mit Bohnen großer Ausbreitung, die hierzulande *Gumanda abatlly* (Maisbohnen) genannt werden. Diese Bohne ist eine späte Sorte. Sie reift in 5 — 6 Monaten und bedeckt den Boden mit üppigem Blättermuchs ihrer zahlreichen Verzweigungen, indem sie so den Boden sowohl gut düngt, als auch sauber erhält für die nächste Pflanzung, die z. B. in Kartoffeln im Februar bestehen kann. Es ist ratsam, diese Bohne schon mit dem Mais zusammen im selben Loch auszusäen und zwar 4 — 5 Bohnen mit den Maiskörnern zusammen, jedoch immer ein Loch überspringend, sodaß ein Loch Bohnen und Mais, das nächste nur Mais, das übernächste wieder Bohnen und Mais usw. erhält.

Mais kann auch mit den früheren Bohnensorten auf ein und demselben Acker vereint gepflanzt werden, wobei die Bohnen so wie für den Mani geschildert, zwischen den Reihen gesät werden müssen.

Eine Spätaussaat von Baumwolle kann vorgenommen werden, indem diese in der letzten November- oder ersten Dezemberwoche in das Maisfeld gesät wird. Auch in diesem Falle müssen dieselben Regeln beobachtet werden, die für die Mischpflanzung Mais-Mani angegeben sind. Diese Baumwollernte beginnt dann von März ab und wenn sie auch nicht so ausgiebig ist, wie die der früher gesäten Baumwolle, so ist sie doch immer noch lohnend.

Diese Spätaussaat von Baumwolle ins Maisfeld sollte kein Kolonist der Mennonitenkolonien unterlassen. Wir empfehlen diese Methode ganz besonders.

Die Mandioka ist vorteilhaft mit Mais zu assoziieren indem letzterer in jede dritte Mandiokareihe und zwar in die Reihe selbst, um das Unkrautjäten nicht zu behindern, gesät wird. Es ist ratsam, diese Maisausaat gleichzeitig mit der Anlage der Mandiokapflanzung vorzunehmen, damit der Mais vor der Mandioka hoch kommt. (Fortsetzung folgt.)

* * * Verschiedenes.

Eine Studienreise nach Asuncion machte über Ostern unser neue Oberschulze, Herr J. Siemens, um im Interesse der Fernheimer Kooperative gemeinsam mit unserm dortigen Vertreter, Herrn F. Heinrichs, Wege zu suchen, unsern einzigen Exportartikel, die Baumwolle, möglichst vorteilhaft abzugeben. Jedenfalls kommt als Abnehmer dafür die landwirtschaftliche Regierungsbank „Banco Agrícola“ in Betracht. Die Baumwolle wird hier roh verpackt und nach Asuncion zur Entkernungsfabrik gebracht. Überall in den Regierungskreisen, wie auch in der Deutschen Gesandtschaft fanden der Oberschulze und Vertreter freundschaftliches Entgegenkommen und wärmstes Interesse für unsere Kolonien.

Das Einheimisen der neuen Ernte hat im März-April große Fortschritte gemacht, da diese Monate uns abwechselnd mit kleineren Niederschlägen auch recht sonnige Tage brachten. Hauptsächlich ist jetzt groß und klein mit Baumwollpflücken beschäftigt. Es ist da ein wahrer Wettstreit, selbst bei den Schulkindern zu beobachten, die „Baumwollserien“ haben. Nach-

Jose Doman

Reparaturen von
Asuncion : Uhren aller Klassen
Calle Buenos Aires 209 : unter Garantie.
im Hause des Herrn : Unzerbrechliche Gläser.
Kraeffgen. : Besteingerichtete Werkzeuge.

dem die Stauden einige Male besapft sind, ruhen sie ein wenig, um dann aufs neue zu blühen und Kapselfeln zu treiben. Wir würden es deshalb begrüßen, wenn der Frost sich verspäten oder gar ausbleiben würde, wie in 1932, um noch eine zweite Baumwollernte zu bekommen. Für den Kasir ist es höchste Zeit, daß er unter Dach kommt, da die Papageie- und Taubenschwärme schon Schaden anrichten.

Verschiedene Neuerungen im Industriewerk plant unser Werksführer einzurichten. Neben der Syrupspresse, die schon mit Dampfkraft betrieben wird, soll auch noch ein Drechkasten angegliedert werden, damit der Flegel wieder Feiertag bekommt. Außerdem soll eine Wagnerei mit Schmiedwerkstatt im Kolonienmaßstabe eingerichtet werden, denn die mit der Ausrüstung auf je 4 Familien mitgebrachten Wagen sind schon ziemlich dem Verfall nahe.

Einen Transport von 47 Pferden brachte in diesen Tagen Herr Ekkert, Gnadenheim, aus dem östlichen Paraguay in die Kolonie. Die Nachfrage nach diesen edlen Haustieren wird bei den Landwirten immer dringender, da man mit Pferden oder Maultieren eine Reise bis zur Endstation in 3 — 4 Tagen, statt mit Ochsen in 7 — 8 Tagen zurücklegt.

Der Gesundheitszustand hat sich in der Kolonie bedeutend gebessert und das Fieber tritt nur noch vereinzelt auf. Vor Jahresfrist war es in dieser Beziehung ganz schlimm.

Der Chacokrieg findet immer noch nicht das ersehnte Ende. In den Ostertagen wurden auf Militärautos durch unsere Kolonie an 1000 Kriegsgefangene transportiert. Dieses war der erste größere Transport von Gefangenen, welcher diesen Weg passierte.

Temperaturen und Niederschläge wurden im März folgende gemessen: max. 35, mittel 27,4, min. 17 Grad nach Celsius. Niederschläge 58 mm. in 4 Tagen.

! Zur Beachtung !

Unsere Leser in Asuncion bitten wir, die Abonnementsgelder an den dortigen Mennonitenvertreter der Kol. Fernheim, Herrn Franz Heinrichs, Ferrreteria Universal, zu vermitteln.

Nochmals ersuchen wir die rückständigen Leser, bald ihr Abonnement entrichten zu wollen. Zahlung wird auch entgegengenommen vom Leiter der Kooperative, Herrn David Löwen, Philadelphia.

Mahnung.

Das liebe, kleine „Mennon-Blatt“
Ist uns ja lieb und wohlbekannt;
Es ist bescheiden, anspruchslos,
Doch ist auch seine Freude groß!
Wenn dann und wann ein Abonnent
Zu seinen Schulden sich bekennt.
Dum macht ihm diese eine Freud'
Entrichtet eure Schuld noch heut',
Dann steigt es wieder frisch hinaus
Und bringt die Kunde euch in's Haus;
Daß wir hier frisch und wohlgenut,
In Fernheim geht's fast immer gut.
Eingekandt von einer Fernheimer Leserin.

Für die Scheiftleitung verantwortlich: N. Siemens.